

Deutschen Rundschau

Nr. 223. | Bromberg, den 19. November | 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(7. Fortsetzung.

Kommt zum dritten Male das Zimmer mit den Mädchen, diesmal war der Blonde bei ihnen, er macht ein Kästchen auf — es wird Hochzeit gemacht.

„Maseltow“ (Glück auf!) sag' ich — aber was geht's mich an?

Endlich schiebt sich der Vorhang wieder herauf: Schaje und Anton stehen vor dem Richter!

So hab' ich noch nie zugehört wie damals, und ich hab's noch heute nicht vergessen. Aber auch heute noch weiß ich nicht, wer recht gehabt hat und wer unrecht; ich glaube, die Christen und der Jude haben recht gehabt — und beide haben unrecht gehabt.

Eine merkwürdige Geschichte!

Zuerst sagt Schaje: „Anton hat mir diesen Wechsel unterschrieben, daß ich ihm ein Pfund Fleisch ausschneiden darf, wenn er nicht zahlt. Ich will mein Recht!“

Der Richter ist ein alter Mensch mit einem Schmerbauch, aber dabei ein Dummkopf — nicht zu sagen!

Er traut sich keinen Spruch zu tun und läßt einen alten Advokaten rufen. Kommt aber ein junger Advokat mit einer ganz dünnen Stimme und wie ich ihn näher anschau' — ein Weib! — das größere von den zwei lustigen Mädchen!

Sie fängt an, sagt: Schaje hat recht, aber er soll sich erbarmen.

Schaje will nicht — sein Geld verlieren, gekränkt und mißhandelt werden und noch Erbarmen dazu, das wär' wirklich zu viel! „Recht hat er“, denk' ich. Aber da bietet ihm der Blonde, Antons Freund, die dreitausend Dukaten, das Doppelte, das Dreifache — Schaje will noch immer nichts als das Pfund Fleisch!

Das hat mir nicht gefallen! Sein Geld bekommt er, sogar dreifach, was hat er davon, wenn Anton stirbt! Sie bitten ihn: der Mensch soll nicht unversöhnlich sein! Mir hat da gleich nichts Gutes geahnt, denn erstens ist's ganz häßlich von Schaje, und dann ein Jud' vor einem christlichen Gericht — leider, wir in Polen wissen, was das heißt!

Richtig! Das Mädel sagt endlich: Ein Pfund Fleisch darf sich Schaje nehmen, aber wenn er einen Tropfen Blut dabei vergießt, wird ihm sein ganzes Vermögen weggenommen. Heißt ein Kopf, ein eiserner Kopf!

Jetzt war ich sehr neugierig, was Schaje tun wird. Ich hab' geglaubt, er wird sagen: „Gut, mein Vermögen soll hin sein, aber mein Recht will ich haben.“ So paßt es sich für ihn, hat mir geschienen, wenn er schon so ein harter Mensch ist. Aber er?! — Jetzt will er das Dreifache nehmen!

Sie geben ihm aber nicht einmal das Einfache, und hier fängt das Unrecht der Christen an und hört gar nicht auf. Denn was sagt das Mädel weiter? „Weil du einem Christen nach dem Leben getrachtet hast, sollst du selbst sterben!“

Nach dem Leben getrachtet? Warum hat Anton so einen Wechsel unterschrieben? Warum hat das Gericht erlaubt, daß so ein Wechsel eingeklagt wird? Jetzt fällt es ihnen ein!

Schaje windet sich, es hilft ihm nichts. Sie schenken ihm nur dann das Leben, wenn er sich taufen läßt, und die Hälfte seines Vermögens muß er dem Anton geben!

Wirklich sehr bequem! Dreitausend Dukaten ausleihen, nicht zahlen, und für diese große Müh' vielleicht das Zwanzigfache als Belohnung bekommen!

Und Schaje?!

Schaje gehorcht und wird ein „Meschumed“ (Abtrünniger)!

Meinen Augen hab' ich nicht getraut — aufgesprungen bin ich und hab' die Fäuste geballt!

„So ein Unrecht!“ schrei' ich. „Das kann ich nicht länger anschauen!“

Zum Glück sind schon alle Leut' aufgestanden, sonst wär' mir's vielleicht schlecht gegangen.

Ich aber lauf' allen voran die Treppe hinunter und dann auf und ab vor dem Hotel.

Bald war mir heiß, bald haben mir die Zähne geklappert — so aufgeregt bin ich noch nie gewesen.

„Gott!“ denk' ich mir, „was möcht' ich drum geben, wenn ich in dem Spiel der Schaje sein könnt'! Aber dann benehm' ich mich anders, entweder geb' ich gleich nach oder gar nicht!“

Überhaupt hat nur dieser Mensch mir gefallen, der Anton hätt' ich nicht sein wollen, noch weniger der Blonde. Freilich hätt' ich die auch anders gemacht, als diese „Deutschen“. Der Anton, zum Beispiel, hat nur immer dasselbe Gesicht geschnitten, wie er in Todesangst und wie er gerettet war! Oder der Blonde — immer fröhlich, auch wie der Freund in Gefahr war!

„Schlechte Pojazen!“ denk' ich, „das muß ich dem Direktor sagen!“

Und ich geh' in den Speisesaal.

Es war ganz voll — endlich hab' ichn ihn herausgefunden: an einem großen Tisch ist er gesessen, mit vielen Herren und Frauen, die Dicke neben ihm. Er muß ihnen schon von mir erzählt haben, denn wie ich hinzukomm', sagt er: „Seht — da ist er! Der jüngste Sohn der Musen!“

Ich bin sehr erstaunt.

„Verzeihen Sie,“ sag' ich, „meine Mutter hat nur einen Sohn und heißt Rosel — sie hält die Maut in Barnow . . .“

Alle lachen, aber der Direktor fragt: „Nun, wie hat es dir gefallen!“

„Gut und schlecht,“ sag' ich. „Aber eines müssen Sie mir jetzt gleich sagen: sind Sie ein Judenfeind oder nicht?“

Er stutzt: „Warum?“

„„Weil ich mich in Ihnen nicht auskenn'. Sind Sie ein Judenfeind, warum haben Sie so schön von dem Unrecht geredet, welches der Pole uns antut? Sind Sie kein Judenfeind, warum benehmen Sie sich so zum Schluß, erst so hartherzig und dann so feig? Wissen Sie, was man dann sagt? Daß alle Juden so sind!“

„Mein Lieber,“ sagt er, „so hat es der Dichter vorgeschrieben!“

„Wer?“ frag' ich.

„Der Mann, der alles ersonnen und die Worte aufgezeichnet hat!“

„Machen Sie das nicht aus dem Kopf?“ frag' ich. „Wie ich und wir alle unsere Spiele am „Purim“ (jüdische Fastnacht)?“

„Nein,“ sagt er und klärt mich auf.

„Gut! Aber Sie kennen gewiß den Dichter! Ist er ein Judenfeind oder nicht?“

Alle brüllen, nur der Direktor nicht.

„Er ist schon dreihundert Jahre tot,“ sagt er ernst, „aber deine Frage kann ich doch beantworten. Er war ein edler, großer Mensch, darum hat er das Unrecht eingesehen.

welches man den Juden antut. Aber zu seiner Zeit hat man die Juden überall so gehaßt, wie jetzt nur bei euch, und darum hat er seinen Leuten den Gefallen gemacht und läßt das Spiel so ausgehen, daß der Jud' verachtet und ausgelacht wird."

„Und warum machen Sie den Schluß nicht besser?"

„Da sei Gott vor!" sagt er. „Vielleicht siehst du einmal ein, was das für eine Sünde wäre. Aber wie hat dir das Spiel gefallen?"

„Manches gut, manches schlecht," mein' ich, und fange an zu reden von ihm, von dem Anton und von den anderen. Und mach' dem nach und jenem.

Zuerst lachen sie mich aus, und alle Leut' im Saal stehen auf und stellen sich um mich herum.

Aber dann meinen sie: „Er ist gar nicht dumm!" und schauen sich manchmal erstaunt an.

Endlich sagt der Direktor: „Komm zu mir morgen um neun!"

Ich geh' in mein Gasthaus, Schmule schläft schon. Ich leg' mich auch hin, aber kein Auge hab' ich geschlossen.

Endlich wird es Tag, ich besorge die Pferde, richte den Wagen und geh dann zum Direktor.

Er ist gerad' beim Kaffee gesessen, in einem großen roten Schlafrock, mit ihm die Dicke, den ganzen Kopf voll mit Papierlocken.

„Höre," sagte er, „du hast es nicht erkannt, aber ich bin selbst ein Jude. Freilich aus einem anderen Land, aus Preußen. Aber nicht darum allein möchte ich mich gern deiner annehmen, sondern weil du höchst wahrscheinlich ein großes Talent bist. Ob du es bist, ob du wirklich für das Theater taugst oder nicht, weiß ich nicht gewiß. So, wie du jetzt bist, kann es dir niemand mit Gewißheit sagen. Aber bei Gott und auf Ehre! — soweit ich es jetzt beurteilen kann, taugst du vortrefflich dazu, mehr als ich, mehr als jemand von meinen Leuten. Wenn du schon älter wärst oder in einem guten, angenehmen Leben, ich möchte dir das vielleicht nicht sagen. Aber als Fuhrknecht hast du nichts zu verlieren. Und darum will ich, wenn dein Entschluß feststeht, dein Rater und Helfer sein."

Mir sind die Tränen in die Augen gekommen, wie er so gut zu mir geredet hat.

„Ich dank' Ihnen tausendmal!" — ich hab's sagen wollen, aber es ist mir nicht über die Lippen getreten.

Endlich faß' ich mich und sage: „Übermorgen komm' ich wieder und bleibe!"

„Nein," ruft er, „jetzt darfst du noch nicht in das lustige, unsichere Leben hinein! — Um Gottes willen nicht! Bleibe zwei Jahre an einem Ort und lerne Deutsch — das ist das Wichtigste — lesen, schreiben sprechen. Ferner mußt du so das Notwendigste wissen, das übrige findet sich. Hast du in Barnow Gelegenheit dazu?"

„Wenn es sein muß," mein' ich, „so wird sich alles finden."

„Gut," sagt er, „ich bin jeden Winter hier, vom Oktober bis zum März. Aber vor Ablauf von zwei Jahren will ich dich nicht sehen. Wenn du mir schreiben willst, so wird's mich freuen. Ich heiße Nadler, Adolf Nadler. Und nun — Gott mit dir!"

„Und mit Ihnen, Sie guter Mensch," sag' ich unter Tränen, und: „Sie werden von mir hören!"

Und geh' fort und lade meinen Schmule auf und fahr' zurück nach Barnow . . ."

Siebentes Kapitel.

Als ein veränderter Mensch kam Sender in sein armseliges Heimatsstädtchen zurück. Wohl trieb er noch zuweilen seine tollen Possen, aber wahrlich nur als Deckmantel für seine Pläne. Es war eine wilde Energie in ihm wach geworden, die er selbst einige Tage vorher nimmer in sich geahnt hätte, noch minder ein anderer. Alle Sehnen seiner Seele spannten sich, so jäh, so stark, daß er es fast schmerzlich empfand, fast unheimlich, wie den Eingriff einer fremden, übermächtigen Hand. Aber trotz dieser jähen Gluten im Herzen — und dies ist vielleicht der beste Beweis, daß sie echt gewesen — ward er nach außen schlau, vorsichtig, bedächtig.

Von seiner Unterredung mit dem Direktor erfuhr zunächst niemand. Vielleicht sagte es ihm der Instinkt, noch mehr als die Überlegung, daß ihn dies nur hemmen müsse. Und dann — „Vor der Thora in der Betschul' hängt ja auch ein Vorhang," pflegte er später darüber zu sagen, „mein Plan war meine Thora." . . .

Er begriff, daß er als Fuhrknecht die „deutsche Weisheit" nicht erlernen könne, und trat vor die Mutter — das unstete Leben freue ihn nicht mehr.

Frau Rosel vernahm es erfreut und stimmte eifrig zu. Aber als er nun bat, nach Czernowitz gehen zu dürfen, schlug sie dies rund ab. Was er in der unheiligen Stadt wolle, fragte sie. Er erwiderte, er gedenke bei einem geschickten Meister denn doch wieder die Uhrmacherei zu erlernen.

„Gut, werde Uhrmacher," entschied sie. „Aber hier in Barnow."

Sender widersprach nicht. Und als ihm die Mutter am nächsten Tage mitteilte, daß sie ihn bei Jossele Alpenroth, dem geschicktesten Uhrmacher des Städtchens, in die Lehre getan habe, sträubte er sich auch dagegen nicht und trat in die Werkstätte ein. Aber sein Entschluß stand fest: fand er in Barnow keinen Lehrer des Deutschen, so mußte er auf eigene Faust hinaus — in die Fremde . . .

Da griff abermals ein seltsamer Zufall in sein Leben, oder doch etwas, was wir armen, kurzsichtigen Menschen gemeiniglich so nennen . . .

Am Eingang des Städtchens, abseits der Heerstraße, stand damals ein großes, hölzernes Haus, von Ställen und Fruchtschobern umgeben. Die Türen der Baracke waren schwarzgelb angestrichen, und über dem Tore prangte ein kaiserlicher Adler. Das war das k. k. Verpflegsmagazin von Barnow, welches man drei Jahre vorher, im Spätherbst 1849, in größter Eile gezimmert hatte.

Der Unternehmer dieser Bauten, Leib Rosenstengel aus Tluste, war so reich daran geworden, daß er sich im nächsten Jahre bereits Leo nannte, aber dies war auch der einzige Segen, den die Baracke brachte. Denn das armselige Gebäude bot keinen Schutz vor Kälte, Wind und Regen, und im April 1854, als man es am nötigsten brauchte, stürzte es Nachts im Frühlingssturm zusammen. Zwei Soldaten blieben tot, einige andere wurden zu Krüppeln geschlagen und meilenweit trug der Sturmwind die Vorräte über die Heide, daß die Bauern um Barnow noch lange schmunzelnd von dem unverhofften Manna erzählten. Zwei Monate darauf bekam Leo Rosenstengel den Franz-Josephs-Orden. Ob aber nur um dieses, oder auch noch einiger ähnlicher Verdienste willen, steht jedoch nicht fest.

Zur Zeit, da Sender einen Mentor suchte, im Frühling 1852, stand dieses Haus noch, und darin wohnten die Beamten der Verpflegskanzlei und ein „Flügel Fuhrwesen", was, aus der k. k. österreichischen Militärsprache übersetzt, ein Abteilung Trainsoldaten bedeutet

Es ist dies gerade kein Elitekorps. Der „Fahrer", wie der Gemeine heißt, ist mehr Pferdeknecht als Soldat und wird schon darum von den Kameraden anderer Waffen über die Achsel angesehen. Er muß Dienstleistungen verrichten, gegen welche sich der soldatische Stolz sträubt er ist gleichsam nur ein Anhängsel der streitbaren Macht. Darum geht niemand freiwillig zum Fuhrwesen, sondern diese Truppe setzt sich zum Teil aus jenen Rekruten zusammen, die für eine andere Waffengattung körperlicher oder geistiger Gründe wegen untauglich scheinen zum Teil aus Soldaten, welche sich durch unziemliche Aufführung diese Versetzung als Strafe zugezogen. Der „Furbes" ist der Prügelknabe der Armee, er gilt, bis das Gegenteil erwiesen ist, als Dummkopf oder Spitzbube. Heute ist dies übrigens besser als in jenen Tagen, da die „Fünfundzwanzig" blühten, insbesondere sind wohl derzeit die Offiziere des Korps Männer anderer Artung, als ihre Vorgänger in den Flitterjahren der Reaktion.

Das waren stramme, rohe Grauköpfe, welche vom Gemeinen aufwärts gedient, zwanzig Jahre Feldwebel gewesen und schließlich das Leutnantspatent bei dieser Truppe erhalten, weil sie bei der ihrigen nicht recht in die Offiziersgesellschaft gepaßt hätten. Oder auch sehr junge Herrchen, welche so lange leichtfertige Schulden gemacht oder sonstige Streiche verübt, bis sie endlich vor der Alternative standen: Fuhrwesen oder Quittierung des Dienstes! Wie das Verhältnis solcher Vorgesetzten zu einer solchen Mannschaft sich gestaltete, braucht kaum gesagt zu werden. Die Disziplin wurde leidlich aufrecht erhalten, aber wahrlich nur durch jene Wunder, welche ein wahrhaft österreichischer Heiliger jener Tage verrichtete: „Der heilige „Haslinger"" (Haselstock).

Es war an einem Sabbatnachmittag im Frühjahr, da unser Sender gedankenvoll aus dem Städtchen wandelte und dann über die Seredbrücke. Auf der „Promenade", unter den Linden, welche längs des Flusses stehen, spazierten die geputzten Leute aus der „Gasse" langsam und vergnüglich auf und nieder, er aber eilte an ihnen vorbei, er wollte allein sein.

Seine Gedanken waren gerade nicht heiter, und tröstlichere wollten ihm nicht kommen, so sehr er sich auch sein Hirn zerquälte. Seit zwei Wochen war er nun Lehrling bei Jossele, aber einen Meister der „deutschen Weisheit" hatte er bisher nicht gefunden. In der Klosterschule freilich wurde sie gelehrt, er selbst hatte bei dem Sohne des Doktor Schlesinger eine Fibel gesehen, und dieser Knabe hatte ihn stolz versichert, das sei zwar nur der Anfang der Weisheit, doch wer diesen Anfang erst erfaßt habe, verstehe eigentlich schon alles übrige.

Aber an diese Schule konnte er ja nicht ernstlich denken. Des Doktors Sohn freilich durfte straflos zu den Dominikanern gehen; sein Vater war zwar auch ein Jude, aber zugleich ein „Deutsch", ein angesehener Mann. Ihn aber hätte

für die bloße Absicht sein Lehrherr entlassen, der Rabbi gezüchtigt, die Mutter verstoßen und die Gemeinde halb tot geschlagen.

So war es denn seine einzige und ach! sehr karge Hoffnung, einen Menschen zu finden, der ihn heimlich lehren könne, wonach ihn dürstete. Aber einen solchen Weisen kannte er nicht, mindestens keinen, an den er sich hätte heranwagen mögen.

Da war der reiche Grünstein, Schlome Grünstein, der „Meschumed" (Abtrünnige), wie sie ihn nannten, weil er in seiner Jünglingszeit aus deutschen Büchern sündiges Wissen gesogen. Der wußte gewiß viel, aber er war ein kranker, gebrochener Mann, der sich heute ängstlich von ähnlichen Sünden fernhielt und wohl kaum an die Bestrebungen seiner Jugend erinnert sein wollte.

Da war ferner der einzige christliche Privatlehrer des Ortes, Herr Osner, ein hageres, bewegliches Männchen, welches jahraus, jahrein denselben gelblichen Rock trug und in der Rechten eine riesige Tabaksdose. Aber dieser Herr war erstens sehr geschwätzig und konnte kaum ein Geheimnis bewahren, zweitens lebte er ja vom Unterrichten und verlangte vielleicht zwanzig Kreuzer für die Stunde — wie sollte Sender das viele Geld aufbringen!

Noch schlimmer lagen die Dinge bei Luiser Wonnenblum, dem Gemeindeschreiber, und bei Dovidl Morgenstern, dem „Privatagenten", das heißt Winkelschreiber. Sie konnten Deutsch, weil sie es fürs Geschäft erlernt, waren aber sehr habgierig.

Kurz, je länger der arme Junge darüber nachdachte, desto trauriger ward er, desto mehr festigte sich ihm der Entschluß, nach Czernowitz zu fliehen — das war sein Mekka, dort war ja jeder Jude ein „Deutsch". Der Gedanke, die Mutter zu verlassen, ihr Schmerz zu bereiten, war ihm wohl peinlich, aber er hinderte ihn nicht.

„Sie hat viel für mich getan," dachte er, „aber das war ja ihre Pflicht, ich bin ja ihr Fleisch und Blut! Es wird sie anfangs sehr schmerzen, aber bin ich nur einmal erst ein großer Komödiant, so wird sie ja auch viele Freude und Ehre davon haben und ein sorgenfreies Leben!"

Während er sich all dies wieder einmal in Gedanken zurechtlegte, wohl zum tausendsten Male in den Tagen, seit er heimgekehrt, hatte er absichtslos einen Pfad eingeschlagen, den er sonst sicherlich vermieden hätte.

Am linken Ufer des Sered, in der Vorstadt Wygnanka, die von Bauern und den ärmsten Juden bewohnt wird, erhebt sich ein Hügel, welchen sie im ganzen Kreise den „Barnower Berg" nennen; der mäßige Hügel ist eben in dieser ungeheuren Ebene auf Meilen sichtbar. Auf dem Gipfel stehen die Trümmer einer Burg, des Stammhauses der Grafen Bortynski, der Besitzer von Barnow. Nur die mächtigen Quadern der Ringmauer stehen noch aufrecht und im Schloßhof die Strebepfeiler der Kapelle und der Brunnenrand, sonst liegt alles in Schutt und Staub, und manche unheimliche Sage knüpft sich an die düstere Ruine.

Da wandelt, nicht etwa um Mitternacht, sondern im hellen Sonnenschein, ein Weib im Schlosse umher, ein hohes, schlankes Weib, in der Tracht verschollener Tage und wiegt, leise singend, ein Kind, das sie in den Armen trägt. Das Kind aber hat eine rote Blutspur um den Hals und schlägt nimmer die Augen auf, obwohl die Mutter es innigst herzt und küßt.

Auch ein lustiges Gespenst ist dort zu sehen, gleichfalls am hellen Mittag, ein junger Leibeigener, der aber seinen Kopf statt auf dem Halse unter dem Arm trägt und die Begegnenden gern um etwas bittet. So hat er einmal den alten, reichen Bauer Fedko Czunteliak aus Altbarnow um eine Pfeife Tabak ersucht — ganz freundschaftlich, wie ein Bruder den anderen. Der alte Fedko war damals sehr betrunken, aber als das Gespenst ihn antrat, da erschrak er so heftig, daß er in zehn Sätzen den Berg hinabsprang und unten nüchtern ankam.

Auch kann man oft eine Glocke im Gemäuer hören — bim, bam — es klingt hell und klar, man kann es weithin hören. Aber wer es vernimmt, soll sich schnell die Ohren zustopfen. Denn die Glocke hat einen merkwürdigen Klang; wer ihm lange zuhörk, hat keine Freude mehr auf Erden und sehnt sich nach dem Tode. Einer hat auch gesehen, wer die Glocke läutet: ein junger Mönch mit einem bleichen, müden Gesichte. . . .

Um all diesen Spuk zu bannen, haben die Bauern im Schloßhofe ein großes, rotes Kreuz aufgerichtet mit dem Bilde des Erlösers und einem Täfelchen, auf dem in russischer Sprache geschrieben steht: „Herr, erbarme dich des Sünders!" Aber trotz des Kreuzes meiden sie doch ängstlich die Ruine, und die Juden tun eben wegen des Kreuzes dasselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Über den Tälern.

Skizze von **Gustav Renker-Bern.**

Markus, der Hirt vom Gößbichel, schattete die Hand über die Augen und sah den Hang hinab, über den sich der Almpfad in weitgeschwungenen Bogen zu seiner Hütte emporringelte. Aus der Tiefe des blauschattigen Gößgrabens drang großes, seit Ewigkeiten unveränderliches Rauschen der stürzenden Bergwässer, und allerorten stiegen die Tropfenschleier der Wasserfälle wie hauchzarte Nebelfrauen auf. Schier endlos furchte der wilde Graben durch die Tauernberge.

Es war weit, viele Stunden weit von der Heerstraße ab durch die stillen, großen Wälder, an den rauschenden Wasserfällen vorbei und über den baumlosen, steilen Hang des Gößbichel empor zur Alm des Markus Rautnig, der hier oben König der weltentrücktesten Einsamkeit war. Und diesen weiten Weg war ein fremder Mensch gegangen. War unten aus dem Wald getreten und mühte sich jetzt die Windungen des Pfades empor. Deshalb schattete Markus die Hand über die Augen und spähte in die Tiefe. Er verstand nicht, wer jetzt, mitten in der Woche, überhaupt zu ihm kommen sollte. Und vollends begriff er nicht, daß ein Frauenzimmer allein den Weg ging.

Markus schritt wieder in seine Hütte, so sehr ihn auch die Neugier plagte. Er brachte die Hütte in Ordnung und zündete auf dem Herd ein Feuer an. „Die Städtische wird eine warme Milch haben wollen", dachte er. Endlich hörte er ihre Schritte draußen auf dem mit Steinplatten gedeckten Hüttenvorplatz und vernahm, wie sich die Tür öffnete. Langsam wandte er sich um — da sank die Hand mit dem Holzscheit, das er ins Feuer legen wollte, herab.

Aus dieser Bewegung ersah sie, daß er sie erkannt hatte. Sie nickte ihm zu, als hätten sie gestern zum letzten Male einander gesehen, und setzte sich auf die Bank unter der Herrgottsecke.

„Ich bin's schon, Markus. Tu nicht so fremd. Ich bin zu dir gekommen." Und da er wieder nichts antwortete, setzte sie hinzu: „Eine Milch gibst mir wohl?"

„Freilich, freilich," sagte er hastig und war froh, nur für eine Weile etwas zu tun zu haben. Dabei konnte er sein verwirrtes Denken in geregelte Bahnen lenken . Die Agnes — vor Jahren, als er beim Militär in der Hauptstadt war! Die Agnes — er wußte nicht einmal mehr, wie sie mit dem Vatersnamen hieß. So weit lag das schon zurück. Kein Brief seither, keine Botschaft. Nur daß sie dann später mit dem Korporal Lengenscheider gegangen war, das hatte er noch erfahren. Und heute? Er warf einen scheuen Blick nach ihr, die ihn immerzu ansah. Älter sah sie aus, ein paar Furchen waren in dem Gesicht und eine müde, graugelbe Farbe. Hübsch war sie wohl noch immer, aber es war Markus, als müßte er sich vor dieser Schönheit fürchten.

Er stellte die Milch auf den Tisch. „Brot wär' auch noch da und Butter. Wirst dich stärken müssen für den weiten Weg über den Paß."

„Ich bleib' schon bei dir," lachte sie. Aber es war ein böses ,scharfes Lachen. Wie ein Schleier fiel es einen Augenblick lang von der Wesenheit des Weibes.

„Ja — aber —" stotterte er.

„Ein paar Sommerwochen möchte ich da zubringen. Hab' mir's lang überlegt. Ein feiner Herr hat mich auf eine Reise mitnehmen wollen. Nein, hab' ich mir gedacht. Zum Markus geh ich auf die Alm. Alte Liebe rostet nicht." — Sie schlürfte die Milch und biß mit ihren starken, gelbweißen Zähnen in das Brot. Markus setzte sich ihr gegenüber und zündete sein kurzes Pfeiflein an. Schwerfällig, langsam sammelte er seine Worte: „Schau, Agnes, daß ich's grad vernünftigerweis' heraussag': das geht nicht. Ganz und gar geht das nicht. Wenn wer auf die Hütte kommt und sieht, dach ich dich hier hab', dann ist alles aus."

„Was ist aus?"

„Das mit der Liesel," stieß er hervor. „Mit der Liesel Graber."

„Ah, du hast auch eine. Bist ein feiner Hecht, Markus."

„Nicht irgendeine, Agnes. Ernsthaft wird's jetzt. Heiraten wollen wir. Der Alte, der Graberbauer, ist einverstanden. Sei doch gescheit."

„Gescheit bin ich schon", kicherte sie. „Aber das ältere Recht hab' ich. Hast mich auch gern gehabt dazumal. Oder etwa nicht?"

„Wohl, wohl. Wie's halt so ist bei den Soldaten. Aber jetzt — Agnes, ich bitt' dich, am Samstag kommt die Liesel mit ihrem Vater zu mir."

„Dann bin ich halt schon da."

Er hörte hemmungslos bösen Willen aus ihren Worten und stand in seiner torenhaften Einfachheit dieser vergifteten Waffe schildlos gegenüber. Wußte, daß es einzig und allein auf sie ankam, dem Geschick eine andere Wendung zu geben.

„Wenn du mich unglücklich machen willst, Agnes, dann bleib' halt da."

„Ja", sagte sie stark und setzte hinzu: „Hättest du mich jetzt mit deinen groben Armen hinausgeworfen, dann hätte ich unten am Weg auf deine Liesel gewartet."

Sie schob sich an ihm vorbei ins Freie und sah die seltsam wilde, fremde Welt an, in der Markus Rautnig lebte. Agnes wurde es bange und einsam in dieser Öde, sie flüchtete in die Hütte, deren erleuchtetes Fenster wie ein gütiges Auge in die Bergnacht sah.

Markus rührte im Kessel über dem Feuer eben den Trank für das Vieh um. In den Viehtrank warf er Salz und goß ein wenig Magermilch dazu. „Ich muß jetzt in den Stall. Wenn du müd' bist — da ist deine Liegestatt." Er wies auf die Pritsche in der Stubenecke.

„Und du?"

„Ich schlaf auf dem Heuboden."

Die Nacht war für Agnes schauervoll und unheimlich. Im Gebälk der Hütte rieselte und knackte es, im Holz schlug die „Totenuhr", der Holzwurm, seine tickenden Pochlaute. Und der Wind heulte in den Dachsparren. Um Mitternacht zitterte das Gebäude in allen Fugen von einem furchtbaren Dröhnen und Krachen, das aus nächster Nähe zu kommen schien. Agnes dachte, die Berge stürzten über der Alm zusammen — in Wahrheit aber war nur eine Steinlawine durch eine Schlucht der Gößspitze niedergefahren. Die Frau rief laut und jammernd nach Markus, aber der lag oben im Heu eingewühlt und tat, als ob er schliefe. Er hatte die Fäuste geballt und biß die Lippen in hilfloser Wut zusammen. Wie die morschen Gratfelsen der Gößspitze in die Tiefe gestürzt waren, so krachte das frohe, helle Haus seiner Zukunft zusammen.

Anderntags bereitete er Agnes das Frühstück und ließ das Feuer auf dem Herd nicht ausgehen, da die Städterin fror. Es war ein kalter, unfreundlicher Tag, und die Wolken hingen schwer ins Kar nieder. Die beiden Menschen gingen aneinander vorbei und sprachen nur wenige dürftige Worte.

Gegen Abend dieses Tages riß der Wolkenschleier, der über dem Kar lag, und die scheidende Sonne goß milde Wärme auf die Almwiesen. Markus, im Stall beschäftigt, sah, wie Agnes einen schmalen Pfad hinschritt, der unter den Wänden der Gößspitze zur Schafweide hinüberführte. Sie bückte sich zeitweilig, um eine Blume zu pflücken, blieb da oder dort stehen und sah, wie sich die Berge langsam entschleierten. Nun war sie unter der großen Schlucht — da riß die Wolkenhaube der Hochalmspitze, und der Eisdom des Gipfels brannte in amethystfarbenem Lichte. Agnes setzte sich auf einen Steinblock und schaute diesem flammenden Tagsterben zu.

Da war es, daß eine hohle, böse Stimme dem Markus zuflüsterte: „Jetzt ist's gut, jetzt bist du gerettet. Sie selbst ist den Weg gegangen, sie hat sich den Platz unter der Schlucht ausgesucht. Steine fahren da nieder, wenn ein Unwetter den Fels gelockert hat. Niemand im Tal kennt sie, und für ein Bergunglück ist der Senn vom Gößbichel nicht verantwortlich."

Markus stöhnte auf, rang mit etwas Unsichtbarem, das in ihm war. „Herrgott, wie leicht man doch schlecht werden könnt'."

Er sprang auf, rannte vor die Hütte. In seinem Ruf war soviel Angst, soviel klingende Warnung, daß Agnes unverzüglich aufstand und zur Hütte kehrte. Sie war noch nicht auf der zweiten Weghälfte, als es in der Schlucht donnerte und Steine wie gleißende Funken in den Geröllkessel niederprasselten.

Als Agnes in die Hütte trat, war sie sehr bleich und zitterte an allen Gliedern. „Jetzt wärst mich leicht losgeworden, Markus."

„So nicht, Agnes, so nicht." Er machte eine müde Handbewegung, als hätte er alle Hoffnung aufgegeben. Tat seine Arbeit und sprach nicht von dem, was in ihm brannte. —

Agnes saß den ganzen Morgen des Samstages auf einer kleinen Rasenwarte abseits der Hütte, von wo aus man den Weg überblicken konnte. Markus wußte, daß sie wartete. Als aus dem Tal das ferne Läuten der Mittagsglocken heraufdrang, betrat Agnes eilends die Hütte.

„Zwei Menschen kommen unten aus dem Wald — das werden sie sein?" Er nickte wortlos. Sie stopfte mit raschen Handgriffen ihre Habseligkeiten in den Rucksack. „Willst mir nicht den Weg zeigen zur Paßhöhe?"

„Gott soll dir's lohnen." Seite an Seite traten sie vor die Hütte. Er wies ihr den Pfad, der gut sichtbar und ungefährlich zu begehen war. Drüben, unmittelbar unter der Scharte, stehe das Alpenvereinshaus, und das sei bewirtschaftet.

Dann standen sie einander gegenüber.

„Leb wohl, Markus, und ich dank' dir, von Herzen dank' ich dir."

Er sah sie erstaunt an.

„Ja, es ist vieles anders geworden in mir in diesen Tagen. Ich kann dir das nicht so sagen." Sie zeigte mit der ausgestreckten Hand weithin über die Welt der leuchtenden Berge und fern verblauenden Täler. Da verstand er, daß es seine einsame Heimat der großen Höhen gewesen war, die all das Häßliche von des Weibes Seele fortgefegt hatte.

Sie neigte ihren Kopf gegen ihn. „Behüt dich Gott, Markus." Und ganz leise setzte sie hinzu: „Ich hab dich sehr, sehr lieb." Da geschah es, daß er sie ganz fein und zärtlich auf die Stirne küßte. Wie man Abschied nimmt von seiner Jugend, die sich scheidend noch einmal offenbart hat.

Er sah ihr nach, als sie die Weideflächen emporging, sah ihre Gestalt klein und kleiner werden. Noch einmal erblickte er sie, als sie oben in der Scharte stand und ihm winkte.

Dann rissen ein heller Jauchzer und Schritte, die sich der Hütte näherten, seine Augen in die entgegengesetzte Richtung.

Friedrich Wilhelm I. und der Kunsthändler.

Anekdote, mitgeteilt von **Ernst Jucundus.**

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen malte in seinen Mußestunden gern in Öl. Er hatte seine Freude an den Gemälden, die er schuf, und wenn ihm ein Bild besonders gut geraten schien, so ließ er den Kunsthändler X., dessen Laden er öfter besuchte, zu sich kommen, zeigte ihm das vollendete Gemälde und fragte, was es wohl wert sei.

Einmal geschah dies wieder. Der Kunsthändler rühmte die Arbeit sehr und versicherte, das Bild sei unter Brüdern 200 Taler wert. — Der König lächelte und sagte: „Dafür soll Er's haben!" und schickte ihm das Gemälde nebst der Rechnung zu.

Der Kunsthändler bezahlte ohne Widerrede, ließ das Bild prächtig einrahmen, befestigte ein großes Blatt Papier in dem Rahmen und schrieb darauf: „Von seiner Majestät dem König eigenhändig gemalt!" — Dann hängte er das Bild in das Schaufenster seines Ladens.

Kein Wunder, daß sich die Schar der Beschauer vor dem Geschäft des Kunsthändlers von Minute zu Minute vergrößerte und bald halb Berlin das Bild besah.

Als dem König die Sache gemeldet wurde, ward er zornig und ließ dem Kunsthändler befehlen, das Papier sogleich von dem Rahmen zu entfernen und das Gemälde hereinzunehmen. Der Kunsthändler aber erwiderte alleruntertänigst, er sei nicht der Besitzer einer Privatgalerie, sondern, wie stadtbekannt, Kunsthändler, also ein Mann, der kaufe, um zu verkaufen, und verpflichtet sei, die Namen der Meister zu nennen, deren Werke er ausbiete.

Der König schickte dem Kunsthändler die 200 Taler zu und verlangte das Bild zurück.

Der Mann erwiderte, er sei Kaufmann und müsse vom Gewinn leben; er könne das Bild unmöglich für den Preis lassen, für den er es eingekauft habe. Er habe gesagt, das Bild sei unter Brüdern 200 Taler wert, im Kunsthandel aber habe es einen weit höheren Wert; unter 300 Talern könne er das Werk nicht verkaufen.

Der König erwiderte kein Wort mehr, schickte die 300 Taler und ließ das Bild abholen.

Er soll seit diesem Vorfall niemand mehr Einblick in das Schaffen seiner Mußestunden gewährt haben.



Bunte Chronik



* **Die Ausbreitung des Christentums in China.** In diesen Tagen sind sechs katholische Bischöfe aus China in Rom eingetroffen, um dort vom Papst in ihrem Amte bestätigt zu werden. Nach Mitteilungen der italienischen Presse vertreten diese Bischöfe insgesamt 120 000 Katholiken in den verschiedenen Provinzen Chinas.

*

* **Blumen und Musik.** Neue Beobachtungen haben gezeigt, daß Blumen, in die Nähe eines Orchesters gebracht, die Neigung haben, sich nach der anderen Seite zu neigen, demnach von den Tönen unangenehm berührt werden. Gartennelken und Lilien verhalten sich besonders ablehnend. Man brachte einige Exemplare davon in die Nähe eines Jazzorchesters und sie neigten ihre Blüten ostentativ der anderen Seite zu und waren auch durch Zurückbiegen zu keiner anderen Haltung zu bewegen.

Verantwortlich für die Schriftleitung **M. Hepke** in Bromberg.
Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.